



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Deutsche Monatschrift

für

Litteratur und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Carl Biedermann.

Zweiter Band.

1842.

Juli — December.

Leipzig,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1842.

121 G

Inhalt des zweiten Bandes.

A. Leitende Artikel, Uebersichten, Kritiken.

Politik.

	Heft.	Seite.
Schleswig-holsteinische Verhältnisse. Von G. Feldmann	I.	1—19
Preußens politische Entwicklung seit dem Thronwechsel, aus deutschem Standpunkt betrachtet. Erster Artikel . . .	I.	77—119
Zweiter Artikel	II.	238—289
Die Erwerbungspartei in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die schleswig-holsteinischen Verhältnisse. Von G. Feldmann	II.	178—189
K. Steinacker: „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutschland“	VI.	677—699
Noch ein Wort über schleswig-holsteinische Verhältnisse, zur Entgegnung und Berichtigung. Von einem Schleswiger . .	VI.	724—728
Politische und commercielle Uebersicht	I.	130—147
„	II.	290—302
„	III.	416—423
„	IV.	544—550
„	V.	659—667
„	VI.	750—756

Handel und Gewerbe.

Ueber einige Zeitfragen des deutschen Handels und Gewerbes:
Reises:

	Heft. Seite.
I. Vorschläge zu einer zweckmäßigeren Vorbildung unserer Staatsmänner für die Leitung der Gewerbsangelegenheiten	I. 120—124
II. Ueber den Einfluß des Markt- und Messwesens auf die Entwicklung der deutschen Manufacturkraft	I. 124—129
III. Ueber die Wichtigkeit der Hansestädte für Deutschlands Ausfuhrhandel	II. 229—234
IV. Ueber Kolonisation	II. 234—237
Ueber die Errichtung einer allgemeinen deutschen Handelsgesellschaft zur Beförderung des Absatzes im Auslande	III. 313—336
Ueber die Theilbarkeit des Grundbesitzes	IV. 433—461
Sir Robert Peel's Finanzreformen und ihre Folgen für England und Deutschland	V. 553—577
Hannovers Handel und Industrie. (Mit besonderer Rücksicht auf die Anschlußfrage).	V. 637—658
Ueber den Schleichhandel mit Wollen- und Baumwollenswaaren in Böhmen und einigen andern östreichischen Provinzen. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Frage des Anschlusses Oestreichs an den Zollverein	VI. 673—678

Gesetzgebung und Rechtspflege.

Ueber öffentliches, mündliches Rechtsverfahren und Geschwornengerichte. Von Dr. G. Fr. König	I. 20—39
Ueber den Werth der Staatsanwaltschaft im Civil- und Criminalproceß. Vom Advokat-Anwalt Dr. Lohmar	II. 161—177
Ueber den Entwurf einer neuen Criminalproceßordnung für das Königreich Sachsen. Von G. Bilde	IV. 527—543

Kirchliches und Confessionelles.

Die Gesetzgebung über die Juden in den constitutionellen deutschen Staaten. Von Dr. J. Fürst. Erster Artikel	III. 343—377
Zweiter Artikel	V. 578—600
Dritter Artikel	VI. 700—723
Ueber die neuesten Bewegungen innerhalb der deutschprotestantischen Kirche. Erster Artikel	III. 378—415
Zweiter Artikel	IV. 435—526

Sociales.

Vorschläge zur Verbesserung des körperlichen und sittlichen Zustandes der Fabrikbevölkerung	III. 337—342
---	--------------

Inhalt des zweiten Bandes.

Heft. Seite.

Speculatives.

- Ein Beitrag zur Würdigung der Stellung der deutschen
Philosophie zu den nationalen Bestrebungen IV. 479—483

Schöne Litteratur.

- Die politische Poesie in Deutschland. Von C. Buchner.
Dritter Artikel I. 40—76
Vierter Artikel II. 190—228
Litterarische Charaktere der Deutschen. Erster Artikel . . IV. 462—478
Zweiter Artikel V. 600—636
Dritter Artikel VI. 729—749

B. Notizen.

Politik.

- Deutsche Sprache und Nationalität in den deutschen Re-
benländern I. 159—160
Die deutsche Sprache und ihre Dialecte II. 309
Litteratur dieses Fachs:
H i s i g: „Vier Variationen über ein Zeitthema“ I. 158
L. Buhl: „Der Beruf der preussischen Presse“ I. 158
Jacobi's erste Rechtfertigung. I. 159
Zweite Rechtfertigung V. 672
Bälows-Gumertow II. 310
L. Buhl: „Die Bedeutung der Provinzialstände in
Preußen“ V. 672
Der selbe: „Der Patriot,“ 1. Heft. V. 672
„Zur Geschichte der Entwicklung und Thätigkeit der allge-
meinen Stände des Königreichs Hannover“ V. 672

Handel und Gewerbe.

- Wechselrecht II. 308
Verhältnisse der Fabrication in den verschiedenen Ländern . II. 311
Der Handel Belgiens III. 426
Die Zertheilung des Grundvermögens in Frankreich . . III. 426
Deutschlands Handel mit Großbritannien, Frankreich und
den Vereinigten Staaten von Nordamerika V. 663—671
Litteratur dieses Fachs:
Schriften über Eisenbahnen, von P—z, Währten
und Kuzberger VI. 759
Engelhard: „Ueber Rübenzucker“ VI. 759

Rechtspflege und Gesetzgebung.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch für die preussischen Staaten Heft. Seite.
 II. 303—306
 Litteratur dieses Faches:

- K. Müller: „Sammlung aller in den deutschen Staaten in den Jahren 1836 bis 1840 erschienenen Staatsverträge II. 312
 „Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte.“ Von einem rheinpreussischen Gerichtsbeamten III. 427
 Rittermaier: „Der deutsche Strafproceß“ im Archiv des Criminalrechts III. 428
 Hepp: „Anklageschaft, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit III. 429
 Thesmar: „Die Staatsanwaltschaft“ VI. 760
 Gutachten der preuss. Immediatcommission VI. 760
 Schriften über den Entwurf der sächs. Criminal-Process-Ordnung VI. 760

Kirchliches.

Litteratur dieses Faches:

- „Die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten I. 158
 Warheinecke: „Separatvotum“ I. 159
 „Die Staatsgewalt in ihrem Verhältnis zur katholischen und protestantischen Kirche“ IV. 552
 Richelieu: „Entstehung und Begründung der Prebigerwahl in Schleswig-Holstein als protestantische Norm IV. 552
 E. Buhl: „Der Patriot,“ 2. Heft IV. 552

Associationswesen.

- Begleitscher Verein für Geschichte und Alterthumskunde II. 306
 Verein zur Unterstützung hilflosbedürftiger protestantischer Gemeinden II. 307
 Versammlungen der deutschen Architekten II. 307
 Leipziger Litteratenverein H. 307
 Der evangelische Verein der Gustav Adolfs-Stiftung IV. 550—551

Sociales.

- Zur Gesetzgebung wider den Pauperismus II. 309
 Litteratur darüber:
 Lafaurie: „Die materiellen Interessen“ II. 310
 Bernoulli: „Populationistik“ III. 429
 Kux und Buhl: „über das Berliner Armenwesen“ VI. 760

Speculatives.

Weiße: „Das philosophische Problem der Gegenwart“ Heft. Seite.
 VI. 759—760

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Schacht: „Lehrbuch der Geographie“ VI. 757—758

Diefterweg: „Aaaf Preußen!“ VI. 758

Schulz: „Die Schule und die Zeitinteressen (Pädag.
 Revue, Octoberheft.) VI. 758—759

Praktische Erfindungen und Verbesserungen.

Der Electromagnetismus als bewegende Kraft II. 311

Leysers Camera clara IV. 552

Zeitschriften.

Neue:

„Jahrbücher für slavische Litteratur“ III. 431—432

„Zollvereinsblatt“ V. 672

Eingegangen:

„Königsberger Litteraturblatt“ V. 672

Die politische Poesie in Deutschland.

Dritter Artikel.

Geschichtliche Entwicklung des politischen Gedichts in Deutschland, von Haller bis zum Befreiungskriege.

Aus der Brockes'schen Gartenpoesie erhoben sich die Haller'schen Alpen. Haller (geb. 1708, gest. 1777), nicht zunächst politischer Dichter, befruchtete doch seine poetischen Arbeiten mehr oder minder mit freien Gedanken. Seine Inschrift auf das Weinhaus in Murten ist bekannt:

„Steh' still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebt.
Nicht uns'rer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebt.
Lernt, Brüder, eure Kraft; sie ist in eu'rer Treu!
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!“

Vielleicht weniger ist bekannt, daß Haller seine Laufbahn durch das Gebiet der schönen Litteratur mit politischen Romanen beschloß, die aber wenig Einfluß auf die Bildung des Geschmacks der Deutschen erhielten.

Im Jahr 1740 hatte Friedrich der Große den Thron bestiegen. Nicht unmittelbar fiel der deutschen Litteratur ein Vortheil davon zu. Aber — weil wir zunächst hier von politischen Gedichten sprechen — die Litteratur hatte immerhin in ihm einen Mann gefunden, um den es der Mühe werth war, Interessen zu sammeln. Friedrich liebte das

freie Denken, das damals nur eine Klaue hatte, von der höchstens der Altar bedroht war; Friedrich setzte sich in Opposition mit dem altersmorschen „Reich;“ Friedrich führte kühne und verhältnißmäßig glückliche Kriege; Friedrich war auch groß im Frieden. Und so, da freie Gedanken ewige Kettenschlüsse bilden, da die Opposition, zumal die glückliche, immer gefällt, und da die Größe bezwingt, selbst wo vielleicht sonst die Sympathien nach andern Seiten schweifen oder schweifen sollten, konnte nicht fehlen, daß der aufstrebende, frische, wagsame Geist jener Zeit sich unter's kriegerische Zelt Friedrichs stellte, seine Schlachten besang und ihm dichtend Schritt vor Schritt folgte. Und wenn derselbe aufstrebende, frische, wagsame Geist auch wohl gegen Friedrich Partei nahm, je nachdem eine solche Parteinahme durch die Gesinnung Einzelner oder durch besondere territoriale Verhältnisse hervorgerufen ward, so blieb immerhin diesem König das Verdienst, die Kreise in Bewegung gesetzt zu haben, welche, nach langem Versumpfen oder Versanden, nun endlich einmal wieder die Ufer deutscher Poesie mit frischerem Strome nekten.

Gleim (geb. 1719, gest. 1803), der Kanonikus in Halberstadt, sang zu Gunsten seines Friedrich Kriegslieder im Charakter eines preussischen Grenadiers. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1756 sang er:

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!“

Und nach der Schlacht bei Lowositz:

„Gott donnerte, da floh der Feind.
Singt, Brüder, singet Gott!
Denn Friederich, der Menschenfreund,
Hat obgesiegt mit Gott.“

Das Nämliche ist auch der Grundgedanke der übrigen Kriegslieder des preussischen Grenadiers. Der König ist

stets in Verbindung gebracht mit Gott und Vaterland; gegen Gott vermögen Maria Theresia und Brühl Nichts:

„Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?

Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt auf Theresia.“

Die künftige Zeit wird bezeichnet:

„Wenn Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien,
Und Deutschland frei gemacht.“

Man sieht, daß bei diesen Anschauungen einiger Irrthum mit unterlies, aber er war ehrlich, und Gleims Ruhmgedichte erhielten nur so ihre geeigneten Motive.

1789 nahm Gleim den Faden politischer Dichtungen wieder auf und setzte ihn bis zu seinem Tode fort. Der feurige, unbestechliche und unschreckbare Patriot (man mag von einzelnen seiner Urtheile denken, was man will), ist auch da nicht zu verkennen.

Mitten in der Schreckenszeit des Jahres 1793 ahnete der alte Gleim, daß dieses Extrem nur um so gewisser zum andern Extrem, dem Despotismus, führen werde.

„Was wird das Ende sein?“ fragt in den stillen Hütten
Des Landes Gallia, wer seine Seele rein
Von Blut erhalten hat und wer in Angst und Pein
Schon zehnmal hat den Tod gelitten.
Sie werden noch zuletzt um einen König bitten:
Das wird das Ende sein.“

Als Bonaparte seine Meinherrschaft bereits unter republikanischen Formen vorbereitete, dichtete Gleim:

„Als eine Republik er einem Kaiser schenkte,
Da schon war er Monarch und lenkte
Die Willen seines Heers nach seinem Willen schon;
Da schon dacht' er an seinen Thron.
Auf Felsen steht er nicht; er steht auf Thronestrümmern;
Zahllose bleiche Schatten wimmern

Um ihn, und Tausende, geschaart in Haufen, schrein:
„Zur Rache! Reißt ihn ein!“

Daß der rechte Dichter auch ein Seher sei, bewies
Gleim namentlich durch sein Gedicht: „An Napoleon, im
November 1802:“

„Du fliegst mit Windes-Fittigen,
Napoleon, zu hoch in deiner Gloria:
Den Hohen zu erniedrigen,
Darf's eines Hermanns nur und eines Pultawa.“

Menzel, der diese späteren Zeitgedichte Gleims in sei-
nem Litteraturblatt Nr. 80 (vom 6. Aug. 1841) anzeigte,
bemerkte dabei: „Aufs Tiefste fühlt sich das Gemüth des alten
preussischen Grenadiers durch die beiden Friedensschlüsse von
Basel und Luneville empört. Seine Gedichte aus dieser
Zeit sind voll Gram, voll Vorwürfe, wobei doch immer eine
schamvolle Schonung des preussischen Namens durchblickt.“

1798 schrieb Gleim:

„Wer bist du? Rede, Geist!“ —

„Ich bin Teutonias
Verjagter Genius, bin unstät, flüchtig, saß
Auf Habsburgs Trümmern, saß am blutgefärbten Rheine,
Mich auszuruhn, auf manchem Stelne,
Der sonst ein Grenzstein war, und, umgeworfen, nun
Der Schande Denkmal ist. Nichts weiter, ich erscheine
Dem alten Preußen. Nicht, bei ihm mich auszuruhn,
(Er hätte nur Verdruß) nein! sondern in der Stille
Nur meinen alten Freund zu sehn.
Ich muß, es ist des Schicksals Wille,
(Sein Wille muß geschehn)
Gleich weiter. Lebe wohl! ich komme wohl noch wieder;
Weg mit dem Auge thränenvoll!
Sing' du noch keine Trauervieder,
Uralter Preuße! — Lebe wohl!“
„Sprach's und verschwand. —

Gottlob, er will doch wiederkommen;
Ach aber, ach! wohin hat er den Flug genommen?
Nur noch nicht himmelan, das bitt' und fleh' ich mir,
Ich alter Preuße, Gott, von dir;
Du bist mein „Schicksal,“ bist der Anfang, bist das Ende
Von Allem, Allem, du! — Mein gutes Vaterland

G. b' ich in deine, deine Hände:
 Du bist der höchste Geist, bist Weisheit, bist Verstand,
 Und alles Guten Quell. — Send' ihn uns wieder, sende
 Den guten Genius uns wieder, laß ihn stets
 Dann wieder bei uns sein! —

Der alte Preuze, wieder
 Wie alle Deutsche, schlug die alten Augen nieder,
 Und wiederholte sein Gebet.“

Als Ehrenbreitstein den Franzosen von unserer deutschen
 Uneinigkeit übergeben worden war, im Februar 1799, schrieb
 Gleim:

„Wir werden, was wir waren, werden:
 Auf ewig sind wir nicht des Himmels und der Erden
 Spektakel. — Nein!
 Wir werden wieder Brüder
 Und, eh' wir's uns versehen, wieder
 Die fest vereinten Deutschen sein.

Umsonst, daß ihr den Deutschen bindet:
 Er reißt sich los, und dann, was er zerreißbar findet,
 Zerreißt er und lohnt
 Dem übermüthigen Zertreter
 Des Vaterlands und dem Verräther,
 Und keiner wird verschont.“

Am 25. Febr. 1800 empfahl Gleim den Deutschen den
 Wahlspruch:

„Deutsche Treue, deutscher Wein!
 Ganzer und nicht halber Rhein!

Im Jahre 1802, als 83jähriger Greis, sang er:

„D du Gedank' ans Vaterland,
 Wie warst du sonst mir so willkommen:
 Gedanke, bis zur Höflichkeit
 Ist deine Schönheit mir verklommen.

Du brachtest in die Seele mir
 Das angenehmste Wohlbehagen,
 Und nun, was bringst du nun in sie?
 Des Patrioten bittere Klagen.

Entheiligt ist die Heiligkeit,
 Die festen Bande sind zerrissen;
 Wir haben keinen Willen mehr:
 D weh, daß wir gehorchen müssen!

Und wer denn ist's, der nun befiehlt,
 Und dem wir aus dem Wege gehen?
 Gedank' ans deutsche Vaterland,
 Hinweg, du bist nicht auszustehen!"

Em. Chr. v. Kleist (geb. 1715, gest. 1759), zuletzt preussischer Major und seinem Könige aufrichtig ergeben, war doch weit entfernt, darauf hin selbstständiger Wünsche und selbstständigen Urtheils sich zu entkleiden. Nicht Wenige, die von Kleists „Frühling“ gehört, ohne ihn gelesen zu haben, vermuthen sicherlich darin nicht Mehr, als poetische Schilderungen jener köstlichen Jahreszeit. Aber zwischen diesen hat der beschreibende Dichter den erwägenden, den denkenden Dichter, den Menschenfreund, den Patriot, den freigesinnten Mann nicht müßig auf der Seite stehen lassen. Nachdem er die Arbeit des Ackerers und Säckmanns beschrieben, sagt er:

„D streute der fleißige Landwirth
 Für sich den Samen doch aus! Wenn ihn sein Weinstock
 doch tränkte!
 Zu seinem Mund die Zweige mit saftigen Früchten sich
 beugten!
 Allein der gefräßige Krieg, vom zähneblökenden
 Hunger
 Und rasenden Horden begleitet, verheeret oft Arbeit und
 Hoffnung.
 Gleich Hagel, vom Sturm geschleudert, zerschlägt er die
 nährenden Halmen,
 Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und
 Wälder
 Zur Lust. — Wo bin ich? Es blißen die fernen Gebirge
 von Waffen,
 Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus offenen ehernen
 Rachen,
 Und donnern und werfen mit Keulen umher. Zerriffene
 Menschen
 Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehen-
 des Auge
 Verhüllt sich, die Grausamkeit schauend, in blaue Finsterniß.“

Vielleicht scheinen solche Aeußerungen eines Officiers sehr gegen die Ordonnanz zu sein; aber derselbe Officier sprach einige Verse weiter so die Könige an:

„Ihr, denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze
 der Erde
 Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen?
 Ihr Väter der Menschen, begehrt ihr noch mehr glück-
 selige Kinder:
 So kauft sie doch ohne das Blut der erstgeborenen. —
 Hört mich,
 Ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt seine Sichel dem
 Schnitter,
 Dem Pflüger die Kofse zurück! Spannt eure Segel dem
 Ost auf,
 Und ärn tet den Reichthum der Inseln im Meer! Pflanz
 menschliche Gärten!
 Setzt kluge Wächter hinein! Belohnt mit Ansehn und Ehre
 Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet!
 Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den
 Schwellen der Großen,
 Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke
 zum Richter!
 Er schlage das Laster im Pallast und helfe der weinenden
 Unschuld.“

Kleist's feurige, edle Seele nahm dabei eine Stellung
 gegen seinen König ein, eine Stellung noch neben dem Fah-
 neneide, welche Beide ehrt. In seiner „Ode an die preussische
 Armee,“ im März 1757, redet er dieselbe unter Anderm so an:

„Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde Fluten
 Hemmt Friedrich und dein starker Arm;
 Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
 Sie blizt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein Muster, sehen;
 Die künft'gen Hel den ehren dich,
 Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
 Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.“

Aber auch da vergaß Kleist die Mahnungen edler Mensch-
 lichkeit nicht:

„Mur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten
 Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
 Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist!
 Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten!“

Und dann schloß er mit dem so muthigen, als prophe-
 tischen Wunsche:

„Auch ich, ich werde noch, — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen flieh,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.“

Der Berliner Professor Ramler (geb. 1725, gest. 1798), besang ebenfalls seinen König in vielen Gedichten, aber auch andere hohe Personen, z. B. den Kaiser Joseph II., nachdem dieser die persönliche Bekanntschaft des Königs Friedrich gesucht hatte, und gerade dieses Umstandes wegen; ferner den Frieden, die Göttin der Eintracht u. s. w. Als der Hubertsburger Frieden dem siebenjährigen Kriege ein Ende gemacht hatte und Friedrich nach Berlin aus dem Streite zurückkehrte,

„Wohin ihn sein Verhängniß trug,“

da pries sich der Dichter, am Schlusse des hierüber angestimmten Liedes, ebenfalls glücklich:

„Triumph! ich hab' ein Lied dem Götlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.“

Ein Gedicht, auf denselben Gegenstand verfaßt, sagt:

„Des Dichters

Allerhöchster Triumph ist,
Solchen König besingen.
Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der ceische
Und thebanische Páan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewohnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du den Brennus'söhnen
Ihren Erretter unnachgesungen.“

In diesem Lobe puffirt eine Ader, welche nicht die gewöhnliche Schmeichelader feiler Scribenten ist. Und wenn Ramler an einem andern Orte seinen Arzt bat, den Hochheimer entsiegeln zu dürfen,

„Denn Friedrich erreicht
Heut seiner Jahre Mittag,“

was Manchem als eine arge Lobbienerlei erscheinen könnte, so suchte er doch zugleich, noch neben den schon erwähnten Gedichten (namentlich an den Frieden, einem der trefflichsten, die er verfaßt hat), auch sonst höhere Standpunkte auf. So in dem Gedichte: „An die Könige,“ 1761, also noch während des siebenjährigen Krieges verfaßt. Er herrscht sie darin an:

„Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eine Sündfluth ein?
Und sollen alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?“

Eine der folgenden Strophen ist noch stärker:

„O ihr, verderblicher, als der entbrannte
Besuv, als unterirdische
Gewitter! Ihr, des magern Hungers Blutsverwandte,
Der Pest Verschworene!“

Freilich sieht man bald, daß Kamler unter den angesungenen „Königen“ seinen König nicht verstanden hat, daß er den Vorwurf, mit Deutschlands Bürgern Deutschlands Bürger zu zerfleischen, mit dem weiteren in Verbindung setzt:

„Einen bessern Held,
Der Brennen weisen König zu betrüben;“

aber, trotz dieser loyalen Modification, bleibt doch in seinen Gedichten noch hinlänglich viel freie Stellung über der Sache und überhaupt poetische Unabhängigkeit übrig, zumal für ein Jahrhundert, wo man nicht nur, bis in die siebziger Jahre, begreiflich fand, daß die Könige Hirten, sondern auch, daß ihre Unterthanen Schafe wären.

In mehr germanistisch-patriotischer Richtung bewegte sich v. Cronenk (geb. 1731, gest. 1758), ein Anspacher und sonach kein Unterthan Friedrichs. In seinem Gedichte: „Der Krieg“ sagte er, nach Klagen über die Wirkungen des Krieges:

„Die Laster Deutschlands zu bestrafen,
Hat Gott den Krieg herabgesandt:
Er braucht nicht seiner Himmel Waffen,
Er braucht der Deutschen eigne Hand.“

Später wendet sich dann das Gedicht an Friedrich:

„Ihr könnt von Friedrichs Lorbeern singen,
 Erhab'ne Dichter künft'ger Zeit!
 Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
 Zum Tempel der Unsterblichkeit.
 Singt Böhmens unwegsame Höhen,
 Singt Lwowitz und Prags Trophäen,
 Singt das an Siegen reiche Heer!
 Noch ist der Deutschen Lied zu niedrig:
 Achill war nicht so groß, als Friedrich;
 Und von Achillen sang Homer.“

Nach Blicken auf Blackney und Schwerin sagt dann das Gedicht:

„D kämpft, ihr wirklich deutschen Heere,
 Für Freiheit und Religion!
 Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
 Und ew'ge Palmen warten schon.
 Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken;
 Ich fühl' ein heiliges Entzücken;
 Was flieh'n für Schaaren dort am Rhein?
 Kämpft, Deutsche! Gott, der euch begleitet,
 Gott ist es selbst, der für euch streitet,
 Und Friedrich muß sein Werkzeug sein.“

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
 O Deutschland! o mein Vaterland!
 Wie lange soll die Zwietracht währen?
 Was schwächst du dich mit eigener Hand?
 Statt den gemeinen Feind zu dämpfen,
 Muß Adler gegen Adler kämpfen,
 Und Bruder wider Bruder stehn.
 Dich, traur'ges Deutschland, zu zerstören,
 Uebt sich die Wuth von deutschen Heeren,
 Die selbst den Sieg mit Thränen seh'n.“

U₃ (geb. 1720, gest. 1796), war ein Landsmann von Cronegk, und dieses Verhältniß gab ihm, wie Jenem, mehr territoriale Unabhängigkeit, mehr allgemein deutschen, patriotischen Boden, als den unmittelbaren preussischen Unterthanen. 1745, während Friedrich und Maria Theresia ihren schlesischen Krieg führten, zürnte er in dem Gedichte: „Das bedrängte Deutschland:“

„Wie lang zerfleischt mit eigener Hand
Germanien sein Eingeweide?“

und dann weiter:

„O Schande! Sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr als den härtesten Tod im Arm der Freiheit scheuten?“

In dem Gedichte: „An die Deutschen“ sagt er:

„Die Ahnung hat mich nicht betrogen.
Zu Sklaven werdet ihr erzogen.“

Und dann:

„O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Jugend,
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Hermann Lorbeern wand?“

Uz setzte nicht auf Friedrichs Haupt die Marken seiner
Dichterkraft. Friedrich der Eroberer war ihm doch nur Er-
oberer. So richtete er, bald nach dem Beginn des sieben-
jährigen Krieges, an Gleim die Worte:

„Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen,
Denn Deutschland fühlt der Waffen Wuth.“

Dabei donnerte er die Kriegführenden an:

„Seht! Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erde.
Ach! dies betrog'ne Volk ergab
Sich unter euern Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.“

Außerdem richtete Uz ein Gedicht „an die Freiheit:“

„Du, die den nackten Wilden
In Wäldern glücklich macht,
Und unter königlicher Pracht
Noch in Britanniens Gefilden
Vom goldnen Thron gebeut,
Im Schoße stolzer Sicherheit:

Du Mutter wahrer Freuden,
Nicht bloß im Ueberfluß,
O Freiheit, unter deren Fuß
Auch Felsen und verbrannte Heiden

Von ungewohntem Geruch
Und tausend Blumen duftend blühen!"

Und doch riß ihn sein Genius, fast wider Willen, zu Friedrichs Genius hin:

„Nicht immer wird das Glück den Schaaren Oestreichs lachen;
Bald, bald siegt wieder Preußens Held.“

Endlich hatte U₃ die Freude, mit dem Gedichte „auf den Frieden“ (1763) dessen Segnungen zu begrüßen. Neben dieses reiht sich sein Gedicht: „Der Patriot:“

„Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden, bis an der Erde Grenzen,
O Patriot, bist du mein Held;

Der du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkst,
Und lebst und stirbst fürs Vaterland.

Der größte Staat ist schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.“

Als Fridericianer im Sinne Kamlers sind noch zu nennen: die Karschin (geb. 1722, gest. 1791), freilich larg genug für ihre Anhänglichkeit von dem großen König belohnt, und Michaelis (geb. 1746, gest. 1772), der über einen Officier der Reichsarmee, vor der Schlacht bei Rossbach, so spottete:

„Alle Welt,
Welch ein Held!
Bruder West,
Halt' ihn fest!

Die Anhänger Maria Theresias waren dagegen, aus schon angeführten Gründen, weit seltener. Es ist hier wohl nur Denis (geb. 1729, gest. 1800) zu nennen, welcher in patriotischen Gedichten den Ruhm seiner Kaiserin, Josephs II. (z. B. in dem Gedichte „Kaiser Joseph als Pflüger“), Vorfälle des siebenjährigen Kriegs, der Stadt Wien u. s. w. besang.

Ungefähr gleichzeitig mit den Vorgenannten, aber an großartigen Gedanken, poetischer Würze und markhafter Sprache den Rang vor ihnen behauptend, lebte Klopstock (geb. 1724, gest. 1803). Schon als 25jähriger Jüngling legte er in seiner Ode „Heinrich der Vogler“ die freien und deutschen Gesinnungen nieder, welche von da an, abwechselnd mit religiösen Anschauungen und Gefühlen, ein halbes Jahrhundert lang, bald in lyrischer, bald in dramatischer Form, durch seine Harfe rauschten. Klopstock hatte den Vortheil genossen, früh über die Grenzen Deutschlands hinauszukommen und so dasselbe mehr aus der Vogelperspective zu betrachten, als unmittelbar von seinen Zuständen berührt zu werden. Während des siebenjährigen Krieges lebte er am West, mit noch frischen Bildern des Schweizerlandes in der Seele. Seine patriotischen Gedanken setzten sich gern mit der Vergangenheit in Bezug, wohl auch deswegen, weil da seine Muse in jedem Sinn am Freisten schalten konnte. Außer Hermann, wurden noch andere große Deutsche der Vorzeit seine Helden. So Kaiser Heinrich VI. Nicht weniger griff er nach abstracteren und allgemeineren Gegenständen zu Ehren seines deutschen Vaterlandes. In dem Gedichte „die beiden Musen“ sah er

. „mit der britannischen
. im Streitauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.“

Und, nach würdevollem Gespräch zwischen beiden, worin die britische Muse der deutschen rath, abzustehen vom Wettlaufe, aber die deutsche, ebenso bestimmt als liebenswürdig, ihn antreten zu wollen erklärt, lautet dann die letzte Strophe:

„Der Herold klang; sie flogen mit Adlereil’.
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah: — vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.“

In „Mein Vaterland:“

„O schone mein! Die ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm! Du hebst den Tritt der Unsterblichen,

Und gehst hoch vor vielen Landen her;
 O schöne mein! . . . ich liebe dich, mein Vaterland!

Nie war gegen das Ausland
 Ein anderes Land gerecht, wie du.
 Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug,
 Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Einfältiger Sitte bist du und weise,
 Bist ernsten, tieferen Geistes. Kraft ist dein Wort,
 Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du gern es in die
 Sichel und triffst,
 Wohl dir! von dem Blute nicht der andern Welten."

Dieselbe Saite, Abwehr allzugroßen Ruhmens des Aus-
 landes und Vergessens des Verdienstes im eigenen Vater-
 lande, berührte Klopstock noch in andern Gedichten. So in
 „Wir und Sie:"

„Was that dir, Thor, dein Vaterland?
 Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
 Bei seines Namens Schall."

Wohl erkennend, wie wichtig es sei, auch die Frauen,
 die Aufzieherinnen der künftigen Zeit und die Mitbeherrsche-
 rinnen der jetzigen, an die Idee des Vaterlandes zu knüpfen
 und für die Verwirklichung dieser Idee zu begeistern, sang
 Klopstock sein „Vaterlandslied für deutsche Mädchen."

Klopstocks Gedichte an den König, der ihm Ruhe und
 Brod gab, Friedrich V. von Dänemark, sind ebenfalls mit
 Ernst und Freimuth geschrieben. In „das neue Jahrhun-
 dert" (1760) entwickelte er seine Ansicht über die höchste
 Herrschergewalt im Staate.

„O Freiheit! Freiheit! Nicht nur der Demokrat
 Weiß, was du bist,
 Des guten Königes glücklicher Sohn
 Weiß es auch."

Seinen „Kaiser Heinrich" (1764) leitete er dagegen
 mit den Worten ein (welche freilich nicht nothwendig einen
 Gegensatz zu den vorstehenden bilden müssen):

„Laß uns're Fürsten schlummern im weichen Stuhl,
 Vom Höfling rings umräuchert und unberühmt,

So jeho, und im Marmorfarge
Einst noch vergess'ner und unberühmter!

Frag' nicht des Tempels Halle; sie nannte die
Mit gold'nem Munde Namen, die Keiner kennt:
Bei diesen unbekränzten Gräbern
Mag der Heralde, sich wundernd, weilen."

In seiner „Weissagung“ (1773) steht die Strophe:

„Obs auf immer laste? Dein Joch, o Deutschland,
Sinket bereinst. Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens wandte sich Klopstock, schon ein starker Sechziger, der beginnenden französischen Revolution mit Eifer zu. Er freute sich, daß er noch die Zusammenberufung der états généraux erlebte.

„Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer bringen den Wartenden
Durch Mark und Bein; o komm', du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!"

Von Ludwig XVI. sagte er:

. . . „Ludwig ruft Männer des Volks, daß sie
Ihm die Last des Volks leichten und weisen Bund
Zwischen Vater und Kindern
Fest ihm setzen, Verhalt, gestimmt,
Wie in Göttermusik.“

Aber die Verirrungen der Revolution gaben ihm Anlaß, dieselben auf Lebhafteste zu beklagen.

„Ach, des gold'nen Traums Wonn' ist dahin,
Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer, wie verschmühter
Liebe, kummert mein Herz.“

Er zürnte auf die Jacobiner, klagte um la Rochefaucault und Charlotte Corday, und warf den Donnerkeil der herbsten, kräftigsten Verachtung auf die scheußlichen Vorgänge zu Nantes u. a. Doch legte er in sein Gedicht „Die öffentliche Meinung“ (1798) die Anerkennung nieder:

„Auch sehr wahre Meinungen sind nicht mehr, sind verglommen,
Gleich der Flamme, die sank: doch Europas leuchtet dem Geiste
Ewig, durchglühbet das Herz, wie die Wagschal' nie
Droben am Himmel verlischt.“

Auch andere Zeitbegebenheiten geleitete der Sänger, noch bis ins neue Jahrhundert kräftig, taftig, freisinnig, wenn auch schon längere Zeit nicht mehr mit der Elasticität der Sprache, welche früherhin, bei aller Gebrangtheit und Kraft, ihre Eigenschaft gewesen war.

Lessing (geb. 1729, gest. 1781) stand wieder auf einem andern Punkte, nämlich auf dem eines gewissen politischen Indifferentismus, der ihn keine Zeitung in die Hand nehmen und noch weniger dazu gelangen ließ, daß er poetisch eine politische Partei ergriffen hätte. Ist doch bekannt, daß er bei den Sachsen die Preußen und bei den Preußen die Sachsen in Schutz nahm, zur Ehre seines kritischen Gefühles, welches in jeder Sache Lobliches und auch Unlobliches sah. Indessen lehnte er sich doch noch am Liebsten an Friedrich. In seiner „Neujahrsode“ (1754) fragt er, wen er rühmen solle? Ob Mars oder Apoll? Und dann fährt er fort:

„Sind nicht Apoll und Mars in Friederich vereinet?
Sie, mein Gefang, verein' auch du!
Wenn einst ein junger Held bei seinem Grabe weinet,
So zahl' ihm seine Thaten zu!“

Aber nur in diesen wenigen Zeilen verweilte Lessing bei Friedrich. Mit der Wendung:

„Fang' an von jenem Tag: — doch, welch' ein neues Feuer
Reit mich vom niedern Staub' empor?
Auch Könige sind Staub. Seid ihnen treu, Dem treuer,
Der sie zum bessern Staub' erkor!“

geht er zum Ruhmen Gottes über und schließt dann mit der Strophe:

„Wie dir des Undanks Frost die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süßer Ruh' verschwindet!
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt!“

Weiße (geb. 1726, gest. 1804) hatte 1760 „Amazonenlieder“ herausgegeben, die viel Beifall fanden. Darin nimmt bald eine Amazone Abschied von ihrem Geliebten, der ins Feld soll; bald erhält sie sein Bildniß; bald hört sie das entfernte Getöse einer Schlacht; bald entschließt sie sich, ihrem Geliebten zu folgen; bald ruft sie dem Wiederkehrenden Willkommen; bald besingt sie sein Pferd u. dgl., Alles recht löbliche, patriotische Anschauungen, durch die Gleimschen Kriegslieder angeregt, nur allgemeiner gehalten und die Sängerin zur Amazone umgetauft. Weiße wollte ihr damit das Idealische wahren (vielleicht that er's auch, als Sachse, aus politischen Rücksichten), und entzog ihr so das Individuelle.

Willamov (geb. 1736, gest. 1777) sang in seinen Dithyramben: „Hermann, den Vaterlandsrächer,“ Peter den Großen und Friedrich den Großen, und nannte nachher selbst diese Lobgesänge — auf passendere Weise — Enkomien.

Die Bardenpoesie, durch Klopstock angeregt, war ein nationaler Sproß der damaligen Poesie, geimpft ins Urdeutschthum, mit manchen Auswüchsen in Sprache und Ausdruck. Dahin gehört der schon genannte Denis und Kretschmann (geb. 1738).

Als Verfasser des acht deutschen Rheinweinliedes:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!“

des Vaterlandsliedes:

„Ich bin ein deutscher Jüngling.“

des „Liedes nach dem Frieden, 1779“ und mancher andern warmen und löblichen Zeitgedichte, verdient hier auch noch Anführung Claudius (geb. 1743, gest. 1815), Ebenso Pfeffel (geb. 1736, gest. 1809), der, ein Elsasser, die deutsche Natur in Lied und Charakter fortgesetzt wahrte und in manchem Zeitgedichte, bald ernsthaft, bald in seiner heitern, leichten, aber immer wohlgemeinten und des Reizes nicht entbehrenden Art, der Freiheit und dem Fortschritte huldigte. Einige Strophen seines Gedichts „Der freie Mann“ lauten:

„Wer ist ein freier Mann?
Der, dem nur eigener Wille
Und keines Zwingherrn Grille
Gesetze geben kann;
Der ist ein freier Mann.

Wer ist ein freier Mann?
Der das Gesetz verehret,
Nichts thut, was es verwehret,
Nichts will, als was er kann;
Der ist ein freier Mann.“

Die Schweiz ist immer noch ein poetisches Filial von Deutschland. Aber es hat seine eignen Prediger, seine eignen Texte. Einer der feurigsten Prediger war Lavater (geb. 1741, gest. 1801). In seinen „Schweizerliedern,“ welche er, von Gleims Liedern eines preussischen Grenadiers angeregt, als 26jähriger Jüngling (1767) herausgab, besingt er „Wilhelm Tell,“ „König Albrechts Rückzug von Zürich,“ den „Schweizerbund:“

„Sei ewig heilig, Schweizerbund!
Noch jezo sind wir frei.
Das Heil, das unsrer Väter Mund
Uns schwur, bewahre treu!“

eine Anzahl Schweizerschlachten gegen Oestreich und Burgund, die meisten mit patriotischen Anmerkungen; u. s. w. Manche dieser Gedichte verrathen wenig Kunst und Geschmack, aber die Gesinnung schlägt allweg frisch durch, und als Volkslieder haben sie meist ein anerkanntes Verdienst. Namentlich „Wilhelm Tell“, mit dem Anfange:

„Nein! vor dem aufgesteckten Hut,
Du Mörderangesicht!
Bückt sich kein Mann voll Heldenmuth,
Bückt Wilhelm Tell sich nicht.“

Ein anderer Schweizer, Joh. Jak. Altdorfer (geb. 1741) besang „die Schweizerhelden“ und dichtete ein „Freiheitslied für Schweizer,“ u. s. w., im nämlichen Sinne, wie Lavater, doch geschmackvoller.

Während des siebenjährigen Krieges tauchten auch wieder einige Volkslieder auf. Z. B. das:

„Als die Preußen marschirten vor Prag,
Vor Prag, die schöne Stadt.“

Um die Zeit, als Klopstock noch in seiner rüstigsten Kraft stand (zu Anfang der siebziger Jahre), thaten sich, wie einst in Leipzig und Halle, so nun in Göttingen, Jünglinge zusammen, welche unter dem Namen des Hainbundes oder der Göttinger Schule bekannt sind und den größten Einfluß auf die deutsche Litteratur übten. Es lag damals eine lange, schöne Friedenszeit auf Deutschland; mancherlei Fortschritte wurden in einzelnen Staaten sichtbar, während freilich in andern bald Bigotismus, bald Tyrannei sich geltend machte. Aber im Ganzen war doch der Zustand behaglich, verheißend. Die Denkkraft entwickelte sich auch praktisch und in politischen Dingen (zunächst doch in der Wissenschaft), und so, während einem Aufschwunge der Poesie im Sinne der Freiheit nicht Viel entgegenstand, hatte sie, bei Ermanglung nahe liegender, positiver Gegenstände, um so mehr Anlaß, im Allgemeinen patriotische Bahnen durch Eichengehölz und frisches Frühlingsgrün einzuschlagen. Dabei wirkte der Nachhall der nordamerikanischen Freiheitskriege gegen England über das atlantische Meer her. Und so war die Stimme deutsch=kosmopolitisch, entschieden freisinnig, und die Form, insoweit sie sich dem Antiken angeschlossen, durch Klopstock bedingt, während sie, wo sie den Reim wählte, in mehr eigenthümlichen und gefälligen Bahnen sich bewegte.

Das Haupt jener Göttinger Schule, Bürger (geb. 1748, gest. 1794), obgleich einer von denen, welche sich weniger mit politischen Gedichten beschäftigten (die überhaupt, aus angeführten Gründen, in ihrem engeren Sinne selten vorkamen), zeigte sich doch durch und durch freisinnig und deutsch. Ja, er näherte sich dem Volke, sprach mit dem Volke, schöpfte aus dem Volke und wurde von dem Volke

verstanden. Sein Gedicht: „Die Tode“ enthält kräftige Strophen:

„Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit
sterben,

Ist höchst erhabner Muth, ist Welterlösertod:
Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

Am Höchsten ragt an ihn die große Todeswelke
Für sein verwandtes Volk, sein Vaterland, hinan.
Dreihundert Sparter ziehn in dieser Heldenreihe
Durchs Thor der Ewigkeit den Uebrigen voran“ u. s. w.

Der Graf Friedrich Leopold von Stolberg (geb. 1750, gest. 1819), ebenfalls ein Mitglied des Hainbundes, sang tüchtig und deutsch in dem Liede eines „deutschen Knaben,“ dem „Liede eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn,“ in „mein Vaterland“ u. s. w. Schon positiver schwärmte der Graf, aber freilich in sehr ferne Zeiten hinaus, in seinem „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert:“

„Willkommen, Jahrhundert der Freiheit!
Großes Jahrhundert, willkommen!
Die schönste Tochter der spätgebärenden Zeit!“

Dabei fehlten aristokratische Beimischungen nicht. So auch in seinem ungedruckten Gedichte: „Die Zukunft,“ in 5 Gesängen, welches von 1779 bis 1782 entstand. Es hatte dieses Gedicht sogar im 3. Gesange eine künftige deutsche Republik vor Augen; aber die Stolberge waren doch mit die Ersten darin.

Boß (geb. 1751, gest. 1826) war in seinem Streben sehr wohlgemeint und tüchtig; hatte er auch nie demokratisch geschwärmt, wie „der Graf,“ so machte er auch nie solche Rückschritte, wie dieser. Er hielt sich ans Deutliche, Plane, mit nicht allzuraschem Schritt Erreichbare. Seine Idyllen: „Die Leibeigenen,“ „die Erleichterten,“ „die Freigelassenen“ (zunächst die erste und letzte), hatten ihrer Zeit großen Einfluß auf Regulirung dieses wichtigen Gegenstandes im Sinne einer fortgeschrittenen und die unveräußer-

lichen Rechte des Menschen mehr anerkennenden Zeit. In seinem Gedichte „Deutschland“ sagt Voß, nach starker Anklage Karls des Großen, zu Stolberg:

„Wehklag', o Stolberg! Ach, sie umklirt uns noch,
Des Franken Fessel. Wenige mochte nur,
Von Gott zum Heiland ausgerüstet,
Luther befrein aus dem Joch der Knechtschaft.

— — — — —
Wer alterthümlich Religion und Kraft
Und Schöne sang und Liebe des Vaterlands,
Den lohnet Kaltzinn, den des Lobers
Hämischer Wink und verhalt'ne Schelsucht.“

Sein „Trinklied für Freie:“

„Mit Eichenlaub den Hut bekränzt!“

ist in alle bessere deutsche Trinkliedersammlungen übergegangen.

Die Begebenheiten in Frankreich, von 1789 an, blieben nicht ohne Einfluß auf Voß. Er dichtete einen „Gesang der Neufranken für Gesetz und König“ nach der Melodie des Marsseillermarsches. Im „Gesang der Deutschen“ findet sich die Strophe:

„Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,
Doch kühn und kühner, singt und redet
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Sagung Zweck und Grund.
In Zauberschrift umhergeschwungen,
Fliegt tausendfach der weise Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und schafft Gemein Sinn überall.“

Im „Chorgesang beim Rheinwein“ läßt Voß den Rhein so anreden:

„Du hörtest links an deinen Ufern
Den Kettenklang.
Von Donnern scholl's, und bald von Rufen:
Frank, Brüder! frank!
Ob auch annoch die Rufe gähret,
Der Most verbrauset einst und kläret
Den Nektartrank.

D möcht' ins Frühlingswehn verhallen
 Das Mordgeschrei,
 Und sanft im Friedenskranze schallen
 Ihr: Gleich und frei!
 D möchte vor den Ungewittern
 Ein jeder Muffti doch erzittern,
 Ein jeder Dey!"

„Vaterlandsliebe“ und noch andere Gedichte bewegen sich ebenfalls in dem bezeichneten Gebiete.

Selbst bei Hölty (geb. 1748, gest. 1776), dem milden Dichter, machte der damals auslofernde Freiheits- und Vaterlandssinn sich geltend. Er sagt in dem Gedicht „An Bosz“:

„Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
 Gott und seine Natur, herzliche Biedertreu,
 Einfalt, Freiheit und Unschuld,
 Deutsche Tugend und Redlichkeit!“

In einem andern seiner Gedichte findet die Schlacht bei Runnersdorf und der Heldentod Kleists eine rührende und rühmliche Erwähnung, mit heiterem Streifblicke nach dem „Schelmfranzos.“ Sein Gedicht: „Der befreite Slave“ endlich sprudelt über von frischer Freiheitslust. Der Galeensclave ist von seiner Fessel erlöst worden.

„Nun flieg' ich meinem Rheine zu,
 Nach dem ich oft geweint,
 Und find' an seinen Ufern Ruh',
 Ein Weib und einen Freund.

Und trink' aus meinem ird'nen Krug,
 Von Weinbeerblüth' umlaubt,
 Und trinke jedem Fürsten Fluch,
 Der uns die Freiheit raubt;

Und Segen jedem braven Mann;
 Des Herz für Freiheit schlägt;
 Der gerne wider dich, Tyrann,
 Die Freiheitsfahne trägt.“

Ähnlich bei den andern Hainbundgliedern, Miller (geb. 1750, gest. 1814), und Hahn (geb. 1751, gest. 1776). So Miller in seinem „deutschen Trinklied:“

„Unser Kaiser Joseph lebe!
 Biedermann und deutsch ist er.
 Hermanns hoher Schatten schwebt
 Waltend um den Enkel her,
 Daß er, muthig in Gefahren,
 Sich dem Vaterlande weih',
 Und, in Kindeskindenjahren,
 Muster aller Kaiser sei!“

Und Hahn pries, in einem Gedichte an Miller, die Zeit, wo noch Biederkeit in Deutschland galt.

„Da kam er übern Rhein, der Knecht
 Des Bourbon, stets der Liebe Schwur
 Im Mund', im Herzen Fluch.

Dein Herz ist deutsch, und deutsch mein Herz.
 Es liebt dich, wiß' es! ganz. Verflucht,
 Was Franzensitte lehrt!

Und jedem Folger Fluch! Hier ist
 Mein Wort. Hier meine Hand. Schlag' ein!
 Und ewig sei der Bund!

So viel hier über einen hochbedeutenden Abschnitt unserer neuern deutschen Litteratur, welcher, nach dem Zweck dieses Aufsatzes, hier zunächst nur mit Demjenigen in Betracht kam, was er in politischer Richtung leistete. Vollständigeres findet sich darüber in Prutz tüchtiger Schrift über den Göttinger Dichterbund.

Indessen waren gleichzeitig in Deutschland noch an andern Orten poetische Kräfte wach und behandelten mit Lebhaftigkeit die Fragen des Tages. Auch thaten sie dies begreiflicher Weise um so gereizter, je dunklere Schattenseiten das sie umgebende öffentliche Leben bot.

Es gilt dies besonders von Schubart (geb. 1739, gest. 1791). Das Verkaufen deutscher Landesländer nach überseeischen Staaten dictirte ihm sein, durch ganz Deutschland gesungenes und von ihm, dem genialen Manne, auch mit ansprechender Melodie versehenes:

„Auf! auf! ihr Brüder! und seid stark!“

Zum Theil eine Folge eigener, persönlicher Beobachtung waren wohl die charakteristischen Züge, mit denen er die Bilder der Tyrannen in seinem trefflichen Gedichte: „Die Fürstengruft“ zeichnete.

Von dem Deutschen sagte er:

„Der biedre Deutsche spricht nicht Viel;
Kurz ist sein Wort, stark sein Gefühl.
Er ist ein Jüdling der Natur;
Ein Handschlag gilt ihm Mehr als Schwur.

Gott liebt er, ist den Obem treu
Wie Gold, und doch kein Slav' dabei.
Gerad' und ehrlich ist sein Brauch;
So wie er spricht, so denkt er auch.“

Ein Erguß seiner begeisterten Verehrung für Friedrich den Großen war seine Ode auf denselben. Aber seine spätere, kleinere: „An Joseph II.“ flog mit der Zeile:

„Hast Germanias Sitt' und Sprache geliebt,“

über jene.

Ich trete rasch in eine andere, ungefähr gleichzeitige und doch für sich bestehende Litteraturrichtung über.

Göthe (geb. 1749, gest. 1832) bedauerte, daß Herder (geb. 1744, gest. 1803) die heitern, anmuthigen Spiele der Kunst in den gewitterschweren Dunstkreis der Politik und des Lebens mit aller Gewalt herabnöthigen wolle. Beides, setzte er hinzu, seien zwei für sich und in sich völlig abgeschlossene Kreise; man müsse sie nothwendig auseinander halten, Jeden für sich und Gott für Alle gewähren lassen. Aehnlich äußerte er sich gegen Falck: „Religion und Politik seien ein trübes Element für die Kunst; er habe sie sich immer soweit als möglich vom Leibe gehalten.“ Und was er sagte, that er auch. Positiv und negativ prägte er diese Ansicht in seinem Leben und in seinen Werken aus.

Zuerst denn von Herder, von welchem jener tadelnde Ausspruch Göthes vollständig darthut (wenn dies noch nöthig ist), welche der beiden mitgetheilten Ansichten von ihm über

die von mir früher berührte Streitfrage seine wahre Herzensmeinung gewesen. Herder richtete an Kaiser Joseph II. die schönen Worte:

„O Kaiser! Du, von neun und neunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!“

Vollende —

Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft
Zurückkehren; daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht,
Und nicht beförderte, sich um dich breiten,
Und sei'n dein ewig Lied!“

Ein anderes Gedicht Herders: „Deutschlands Ehre“ fragt, welchen Helden und Mann des Vaterlandes das Saitenspiel singen wolle? Nicht Hermann,

„Deutschland!
Siegen konnte dein Hermann, aber deine Siege nicht sichern;“

nicht Dietrich, nicht

„den Mann, der Deutschland würgte,
Ober taufete.“

Wohl aber Heinrich den Finkler, den ersten und zweiten Friedrich, Luther, Melancthon. Das Gedicht schließt mit einer Aussicht auf die Zukunft; es soll schweigen,

„bis einst die Sonne
Neu aufglänzet;“
„singe du dann den Mann und Helden
Neuer Geschlechter!“

In einem andern Gedichte forderte Herder die Deutschen auf, dem Beispiel der Väter folgend, kräftig, zufrieden und der Ausländerei nicht anhängend, sittlich zu leben. Es heißt u. A. darin:

„Und doch sind sie in ihrer Herren Dienst
So hündisch-treu. Sie lassen willig sich

Zum Mississippi und Ohio-Ström,
 Nach Candia und nach dem Kohrenfels
 Verkaufen. Stiebt der Sklave, streicht der Herr
 Den Sold indeß, und seine Wittwe darbt;
 Die Waisen zieh'n den Pflug und hungern. Doch
 Das schadet nicht; der Herr braucht einen Schatz.

Ueber das vergebliche Streben um erhöhtes Glück des Vaterlandes hatte Herder bereits in seinem „Lied vom Bache“ düstere Worte niedergelegt:

„Jüngling, ich war um's Vaterland,
 Edler Thor! wie du, entbrannt.
 Gerungen hab' ich und gestrebt;
 Und was errungen, was erstrebt?
 Die weißen Blätter.“

Goethe ging von seinen vorhin geäußerten Ansichten über politische Gedichte vielleicht bloß in soweit praktisch ab, als er auf hohe Bestellung „Des Epimenides Erwachen“ fertigte. Wenigstens schloß er das freiheitliche Interesse von seinen Dichtungen, wenn wir die Concession im Egmont ausnehmen, welche aber doch durch die Behandlung des Helden des Stückes eine theilweise Modification erfuhr, gänzlich aus, oder er statuirte es nur insofern darin, daß er dagegen zu Felde zog. So z. B. im Bürgergeneral. Dagegen ist anzuerkennen, daß Goethe das nationale Interesse bei mehreren Gelegenheiten auf die löblichste Weise wahrte, sowie überhaupt über Goethes deutsche Natur und sein eminentes Verdienst um deutsche Dichtkunst durch jene Andeutung kein Protest eingelegt sein soll.

Als treffliche nationale Worte Goethes verdienen namentlich Auszeichnung die letzten Verse in Hermann und Dorothea, welche Jener zu Dieser spricht:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
 Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
 Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
 Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
 Die für Gott und Gesetz, für Aeltern, Weiber und Kinder
 Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.“

Schiller (geb. 1759, gest. 1805) war aus dem Zeichen des Carl Moor in das des Carlos und dann des Posa übergegangen. Der stürmische Republikaner, aufgeregelt durch den militärischen Zwang der hohen Carlsschule in Stuttgart, der Skeptiker auch in politischen Dingen, hatte sich geklärt und gemildert in dem feinen Filtrirpapier seiner späteren Jamben, und dicht neben die Aufforderung:

„Geben Sie Gedankenfreiheit!“

hatte sich eine stolze Resignation gelagert, welche das Jahrhundert noch nicht reif für die höheren Ideale des Kosmopoliten Posa erkannte.

„Meine Wünsche verwesen hier.“

Von unverkennbarer Einwirkung auf diese Wendung des Schillerschen Geistes waren: der Rathstitel, der ihn an zwei deutsche Fürsten band; philosophische und geschichtliche Studien; gegründeter Haushalt; der üble Gang der französischen Revolution; Göthescher Einfluß, und eine gewisse Milde, den Autoritäten gegenüber, wie sie der sonst vorhandenen persönlichen Schärfe Schillers nicht eigentlich entsprechend war. Unrecht hatte Seume, Schillern die in der Braut von Messina vorkommende Stelle:

„Aber wenn sich die Fürsten befehlen,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht;“

und ähnliche, übel zu nehmen; denn man macht wohl mit Unrecht den dramatischen Dichter für Das als seine Meinung haftbar, was er, gemäß den Zeitverhältnissen, in Situationen oder Personen seines Dramas ausprägte. Doch hindert diese Bemerkung gewiß nicht, den frischen, freien Luftzug, welcher durch den „Wilhelm Tell“ strömt, als dem wahren Charakter Schillers entquellen anzusehen. Jene rohen Worte eines geknechteten Volks in der Braut von Messina, und die Worte, von freiheitsdurstigen Schweizern auf dem Rütli gesprochen — kann man zweifeln, welche ihre Geburts-

stätte in dem Herzen des Dichters selbst hatten? Und so blieb überhaupt Schillers Gesinnung, sein innerster Kern, bei allen Einflüssen historischer Geseztheit, philosophischer Abschließung, poetischen Idealismus, und bei knappen Vermögensverhältnissen, welche leider nicht von der Nation, sondern von einzelnen Großen ihre Besserung erfuhren, stets ehrenfest, wacker, deutsch und frei, und es fehlte ihr nur an einem rüchtigen äußern Widerhalte, der freilich in jener Zeit kaum aufgefunden werden konnte. Warf doch Schiller noch 1800 als Poet den deutschen Fürsten den Fehdehandschub hin, in seinem Gedicht: „Die deutsche Muse;“ und gegen Göthe nahm er sich, in dem nämlichen Jahre, der nationalen Selbstständigkeit und Mündigsprechung der deutschen Bühne auf die entschiedenste Weise an, freilich nicht ohne bald nachher mit der Phädra in denselben Fehler zu fallen, den er seinem Freunde wegen des Mahomet vorgeworfen hatte.

Forschen wir nach entschiedeneren politischen Reflexen in Schillers lyrischen Gedichten, so ist „Graf Eberhard von Württemberg,“ kräftig und durch Schubart angeregt, vielleicht das entschiedenste politische Gedicht, freilich nur vom isolirt schwäbischen Standpunkte aus, welches Schiller je verfaßte. Zehn Jahre nach Posa und den darin niedergelegten trefflichen Worten, welche das Stück immer zu einem Evangelium einer eben so milden als entschiedenen Freiheitsliebe machen werden, führt Schiller die Freiheit nicht einmal mehr unter den Idealen an, die ihm untergingen. Die späteren „Worte des Glaubens“ proclamiren die menschliche Freiheit als eines dieser Worte, aber es ist die sittliche, nicht die bürgerliche Freiheit; es ist die Freiheit, die auch „in Ketten“ stattfinden kann. Das, abermals um zwei Jahre spätere „Lied von der Glocke“ (1799) enthält deutlich das alte, dumpfe Echo aus der Schreckenszeit der französischen Revolution:

„Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr;

Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher," u. s. w.

das mit den trüben und in sich unbegründeten Zeiten schließt:

„Weh' denen, die dem Ewigblinden .
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städte' und Länder ein.“

Der Mann, der so mächtig in seine und mehr noch in die folgende Zeit des Vaterlandes und der Welt eingriff und der dies gewiß auch mit Bewußtsein that, rief den „Weltverbessern“ zu:

„Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschen-
geschlechter
Laß den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut'!“

Beim Antritt des neuen Jahrhunderts (1799) erwähnte Schiller wieder die Freiheit, aber so:

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume.“

Seine deutsche Natur und die Erfahrungen der Zeit ließen ihn 1801 Frankreich mit Recht die Absicht zuschreiben:

„Aller Länder Freiheit zu verschlingen.“

Der Franzose war ihm der „Bandale,“ und, im Abschieds-
liebe an den Erbprinzen von Weimar (1803), die linke Rhein-
seite diejenige:

„Wo deutsche Treu' vergeht.“

Eigen ist, daß Schiller, wie Klopstock, die letzten Strah-
len seines Genius — Rußland zuwandte. Sein Festspiel:
„Die Huldigung der Künste“ begrüßte, wenige Wochen vor
seinem Tode, die russische Kaiserstochter auf weimarischem
Boden, und eine der letzten Oden Klopstocks ist überschrie-
ben: „An Kaiser Alexander.“

Es ist hier noch ein Verfasser politischer Gedichte zu er-
wähnen, v. Salis (geb. 1762, gest. 1834). Aristokrat durch
Geburt, Erziehung und spätere Verhältnisse, hatte doch sein
warmes und edles Herz sich bald auch den Gefinnungen zu-

geneigt, welche man gewöhnlich nur im Gegensatz zu aristokratischen Grundsätzen sucht und findet.

Wie schön und allgemein gültig sind die Zeilen:

„Die Wahrheit harret mit sicherer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit,
Verweht die Spreu gebung'ner Sage,
Und huldigt der Gerechtigkeit.
Vernunft folgt ewigen Gesetzen,
Die Übelswuth, die ein Tyrann
Ein Menschenalter durch verlesen,
Doch ewig nicht vertilgen kann.“

Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts gab es noch ein deutsches Reich, zwar vielfältig gespalten, aber doch den deutschen Kaiser als Oberherrn erkennend und im Besitze mehrerer nationaler Einrichtungen. Man hatte dadurch das Recht und die Pflicht — die freie Pflicht — von einem Deutschland, einem deutschen Vaterlande zu sprechen und zu singen, und obgleich das Partikularinteresse sich auch dagegen bisweilen poetisch geltend machte, so war dieses doch hauptsächlich nur zu Gunsten jener preussischen Richtung, die aber weniger sachlich, als persönlich, d. h. durch Friedrich selbst bedingt war und nach seinem Tode wieder erlosch. Freilich bot zugleich von da an das deutsche Reich, und somit das von ihm geographisch-staatlich umfaßte deutsche Vaterland, einen immer schwächeren Gegenstand des Interesses.

An Volksliedern haben wir aus jener Zeit „Der Kurmainzer Kriegslied aus dem Revolutionskriege,“ mit dem Schlusse:

„O ihr Kurmainzer allzusammen,
Zu Pferd, zu Fuß, in Gottes Namen!
Greift den Feind nur herzhast an!
Gott der Herr wird uns beschützen,
Seinen Schutz und Segen schicken,
General Albini führt uns an.“

Hatten die Begebenheiten in Frankreich, welche der dortigen Schreckensepoche vorangingen, große Bewunderer

unter den deutschen Dichtern gefunden — (Klopstock ist schon genannt, und noch wären zu nennen: C. F. Gramer (geb. 1752, gest. 1807), Ebeling (geb. 1741, gest. 1817) u. A.) — so wandte sich den Kriegen, welche darauf folgten, im Interesse Deutschlands nur ein Mädchen zu. Es war dieß Wilhelmine Maisch, nachher verehelichte Müller, aus dem Badischen gebürtig. Sie hat den tüchtigsten deutschen Helden jener Zeit, den Erzherzog Carl von Oestreich, in einem Hochgefange gefeiert, und es hat etwas Rührendes, daß in jenen Momenten des Unglücks und der Erniedrigung die deutsche Muse wirklich Mädchen, aber heroisches, war.

Die politische Bildung Deutschlands ging neuen Entwicklungen entgegen, aber erst sollte auswärtiger Zwang auf ihm lasten, wie Frost und Nebel erst manche Früchte drücken müssen, ehe sie zur Zeitigung gelangen. Ein unbehaglicher Zustand, namentlich für den Verfasser politischer Gedichte. Denn selbst die Satyre will einige Rechtsicherheit, allein unter Napoleon war der Rechtszustand in Deutschland zu Todesurtheilen geworden, welche Kriegsgerichte aussprachen.

So flüchtete denn die romantische Schule in die alte deutsche Zeit und suchte dort Sagen und Volkslieder, oder sie ging denselben in Italien, Spanien und dem hohen Norden nach.

Lied (geb. 1773) hatte sich mit der Politik und selbst mit dem Nationalen nie in einen directen Rapport gesetzt; doch rührt sein Humor, namentlich in seinem gestiefelten Kater, unsanfter, als mancher politische Dichter gethan, an die Kronen. Dem, der Novelle eigenthümlichen, romantischen Charakter aber wußte er zugleich einen national deutschen Geist einzuhauchen.

Fr. Schlegel (geb. 1772, gest. 1829), ein Talent, aber ein springendes, d. h. ein Mann ohne feste Grundsätze, hatte früherhin treffliche Freiheitsgedichte verfertigt. Sein Aufruf „an die Deutschen, zu Anfang des Jahres 1800,“ zunächst auf Religion und Poesie sich beziehend, nahm doch

auch dabei allgemeinere Verhältnisse in Betracht. Der Schluß heißt:

„Europas Geist erlosch; in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenchaar ergießt

Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiener zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.

Bleibt jung, gedenkt der Ahnen! Das Phantom
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will den Zeitenstrom.

Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!“

Trefflich ist F. Schlegels:

„Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' im deutschen Klange,
Athme Walbeduft!“

Ebenso: „Das Gelübde:“

„Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan! es gilt! du sei'st befreit!
Wir sprengen deine Ketten.
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath,
In deinem Schoß sich betten.“

Auch andere deutsche Dichter feierten in dieser Zeit nicht, wenn sie auch nicht laut singen durften, sondern ihre Arbeiten vorerst im Pulte ruhten. So Schmidt von Lübeck (1806) mit seinem schönen „Ruf an Deutsche,“ v. Wessenberg, von dem unten noch die Rede sein wird, u. A. Zugleich machten Hebel (geb. 1760, gest. 1826) u. A. glückliche Versuche, im Volkston und in der Volksmundart zu dichten und von dieser Seite her das nationale Element zu pflanzen.

Auch gehört am Nächsten hierher: Heinrich v. Kleist (geb. 1776, gest. 1811). In „Germania an ihre Kinder“ läßt er den Chor singen:

„Hörchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?“

Das Gedicht schließt:

„Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Hölle'sohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unser Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung;
Gift und Dolch der Aferbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun,
Oder unser Grab ihn sein.“

Das Volkslied brach sich durch diese Verhältnisse ebenfalls hier und da seine Bahn. So im Krieg der Tyroler mit den Franzosen (1809). Eine „Grabschrift auf die Baiern, vom Tyroler Volke Ende Aprils 1809 gesungen,“ lautete:

„O weh! o weh! die bairische Armee
Ist von Bauern todt geschlagen,
Und mit Jubel ins Grab getragen;
Der General, der feige Kinkel,
Sitzt arretirt im finstern Winkel;
Dittfurth voller Grausamkeit,
Hat seinen Sturz sich selbst bereit't;
Wredens Muth ist untergangen,
Was nicht todt ist, ist gefangen.
Wer nicht so bedient will sein,
Der geh' nicht ins Tyrol hinein.
O Fürsten, lernt aus diesem Grabe,
Was Slavendruck für Folgen habe!
Ihr habt ja schon vor hundert Jahren
Ein gleiches Schicksal hier erfahren.“

Ein anderes tyrolisches Volkslied jener Zeit behandelt die Vorfälle im August 1809 im Ober-Innthal. Es ist noch volksmäßiger, als das vorige, und beginnt:

„Setzt hört, meine Baiern, was ich euch will sing!
Von denen Tyrolern, ein wunderschön Ding.
Der König' sind gewesen, der Mannpart*) zugleich,
Ihr sollt euch ja schämen, über Tyrol zu sein!“**) u. s. w.

Von den Dichtern jener Zeit ist auch Seume (geb. 1763, gest. 1810), ein wahrer Kernmann, mit vollster Ehre zu nennen. Durch nöthigende Verhältnisse veranlaßt, gegen die Freiheit zu kämpfen (erst gegen die Amerikaner, dann gegen die Polen), war er immer der Freiheit eifrigster, wärmster Jünger. Er hatte „Das scheidende Jahrhundert“ kräftig angefangen:

„Hier hält die Tyrannei mit ihrer Eisenruthe
Noch blutig alte Büttelzucht,
Indeß geplündert dort ein Volk dem Aftergute
Der Frevelfreiheit flucht.“

Gegen den Schluß hin befindet sich die Strophe:

„Vernunft, wann wirst du einst die wahre Freiheit setzen,
Von welcher Recht und Ordnung geht?
Die kein Tribun, kein Fürst, kein Bönze zu verletzen
Sich frevelnd untersteht?“

Anderer seiner politischen Gedichte beziehen sich auf polnische Zustände. Sein Gedicht „An das deutsche Volk im Jahre 1810“ ist zu bezeichnend, um es nicht hier vollständig eine Stelle finden zu lassen:

„Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine
Auf des Vaterlandes Golgatha.“

*) Bonaparte.

**) Siehe „Der Krieg der Tyroler Landknechte im J. 1809. Von Bartholdy. Berlin, 1814. S. 87 u. 254.“

Rechts und links zieht eine wilde Horde,
 Mehr noch mit Zerstörung, als mit Morde,
 Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
 Jedes Rechtes blutige Verächter,
 Geben sie zur Antwort Hohngelächter;
 Wo sie kommen, kommt das Laster mit.

Städte rauchen unter ihrem Tritte,
 Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
 Und von ihren Fäusten trleift das Blut.
 Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln,
 Und die Hölle jubelt, wo sie handeln
 Mit der Furien entmenschter Wuth.

Der mit blutigen Hyänenklauen
 Lief das Vorrecht seine Grube bauen,
 War Verbrecher an der Nation.
 Und der erste König, der erlaubte,
 Daß man schändlich so das Volk beraubte,
 Schwächling, und vergeubete den Thron.

Trennung, Eigennuß und Knechtswuth haben
 Allen öffentlichen Sinn begraben,
 Daß der Deutsche nur in Horben lebt;
 Und daß, dummheitstrunken, diese Horben
 Um die Wette sich für Fremde morden,
 Daß die mild're Menschheit weint und bebt.

Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
 Unsre Gauen mähen fremde Rosse,
 Eine fremde Sprache zügelt uns.
 Fremde Schergen treiben unsre Jugend,
 Und mit tiefer, stummer Efelstugend
 Fördert's links und rechts der edle Duns.

Offen stehn dem Untergang die Thüren,
 Und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
 Die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
 Unsre Werke sind nur Völkerfrohen,
 Und wir sind ein Spott der Nationen,
 Kaum zu Satelliten gut genug.

Frommen sind dies Gottes Strafgerichte,
 Weisen unsers alten Unsinns Früchte;
 Wo der Eigennuß das Blutrecht hielt,

Wo zur Schmach und Schande seiner Wunde,
 Wer nur kann, sich losreißt von der Bürde
 Und den allgemeinen Beitrag stiehlt.

Was mit Blodsinn vor nicht vielen Jahren
 Unsre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
 Sind wir selbst nun und, was sie jetzt sind,
 Werden wir, gleich wild zerstückten Heerden,
 Andern Völkern zum Exempel werden,
 Eh' ein Viertel-Saeculum verrinnt.

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
 Einheit nur kann das Verderben hemmen,
 Und die Einheit flieh'n wir, wie die Pest.
 Eh' man öffentlich, was recht ist, ehret,
 Lauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
 Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Unsre Edeln suchen fremde Ketten,
 Wer soll nun das Vaterland erretten?
 Jeder theilt sich gierig in den Raub.
 Wo der bleiche Eigennuß gebietet,
 Wo man für Dolen Söldner miethet,
 Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
 Blicken in die Wette unsre Fürsten,
 Stolz auf Knechtschaft, hin ins fremde Land;
 Kriechen dort in dem Klientenheere,
 Haschen gierig nach Satrapenehre,
 Wo man ihnen ihre Fesseln wand.

Halbe Männer, die vor wenig Jahren
 Nullen noch in ihrem Volke waren,
 Treiben Deutsche mit dem Eisenstock.
 Spott ist nun des Vaterlandes Weise,
 Und mit Zähneknirschen sinken Greise,
 Zeugen besserer Zeiten, in das Grab.

Werden unsre aufgehäuften Sünden
 Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
 Oder soll das Glück der Vormund sein?
 Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
 Wem noch reines Blut im Herzen schläget,
 Halt' es fluthend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab!
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab.“

Wir verlassen hier die politische Poesie der Deutschen bei der schmerzlichen Wehklage um die tiefste Erniedrigung ihres Volkes. Unser nächster Artikel, der letzte, wird mit den lustigen Klängen der Kriegslieder anheben, welche dessen Wiedererhebung und Befreiung feiern.
